

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Ueber die Ebene wölbte sich in unendlicher Ausdehnung das silberschimmernde Firmament, mit glitzernden Sternchen über und über besät. Unter dem milden Mondenscheine glühten die weiten Felder dem ruhigen Spiegel eines schlummernden Sees. In der Ferne, weit hinter dem langgestreckten Gehölz, sah er den Giebel eines Schieferdaches blinken. Da fühlte er sich von einer solch heftigen Erregung gepackt, daß ihm fast die Sinne vergingen; er setzte sich nieder, den starren Blick unverwandt auf die Dächer des Gehöftes gerichtet. Wilde Hammerschläge arbeiteten in seiner Brust. Es überkam ihn wie eine Offenbarung, daß sein ganzes Lebensglück nur dort, unter jenem Dache ruhe. Germaine sehen, die Nacht bei ihr sein, sie in den Armen halten wie in der guten, früheren Zeit — was scherte ihn dann noch alles andere auf der Welt, Gendarmen, Flinten, der Tod?

Uebrigens war die Kugel, die ihn treffen sollte, noch nicht gegossen: er hatte noch manchen Pfeil in seinem Köcher. Und als ihm einfiel, wie er seit vierzehn Tagen die Meute seiner Verfolger irreführte, mußte er laut in die Nacht hinauslachen.

Er erhob sich. Ihn trieb jetzt die Ungeduld zu ihr. Um diese Stunde schlief alles im Nachthofe. Das war der günstigste Moment. Er erinnerte sich, eine Leiter im Obstgarten gesehen zu haben; die würde er behutsam an die Mauer lehnen, zu ihrem Fenster hinaufsteigen und an die Scheibe trommeln. Sie würde ahnen, wer es sei; er würde ihr ein Zeichen machen, sich still zu verhalten; dann ein Sprung — ein Kuß auf ihre roten Lippen — die heiße Umschlingung ihrer Arme — und das Beisammensein bis zum dämmernden Morgen!

Plötzlich tauchte in der Ebene eine dunkle Masse auf. Von dem Flußpfad her, der ein Kornfeld umsäumte, kamen einige Männer auf das Gehölz zu. Cachaprés konnte von seinem Standpunkte aus die emporragenden Köpfe gewahren, ohne jedoch ihre Gestalten zu unterscheiden, die durch die hohen Lehren verdeckt wurden. Da weiteten sich seine Pupillen, und er bemühte sich, sie zu zählen.

Je näher sie heranrückten, desto schärfer umrissen wurden ihre Gestalten. Es waren vier Mann. Einer von ihnen trug eine Kappe mit funkelnden Tressen, alle vier waren mit leinernen Blusen bekleidet. Als sie endlich vom Felde abbogen und in ganzer Gestalt sichtbar wurden, erkannte er vier junge, stämmige, wohlgebaute Forstwächter. Hinter ihren Schultern blühten Gewehrläufe auf. Sollte er entdeckt sein? Oder war man auf den Einfall gekommen, ihn in der Nähe des Nachthofes abzufangen? Unmöglich! Die einzige, die seine Absichten kannte, war die Cougnole, und auf diese konnte er sich verlassen; die Alte würde ihn nicht verraten. Wäh! Es würde sich ja zeigen! Vier Forstwächter schreckten ihn nicht; auch nicht fünf oder sechs; er hatte sich sein wunderbares Selbstvertrauen bewahrt. Während sich die Truppe dem Walde zuwandte, stahl er sich durchs Getreide, den Oberkörper bis zur Erde geduckt, nur den Kopf bisweilen erhebend, um Ausschau zu halten.

Die Patrouille hatte sich entfernt. An dem bläulichen Dunst konnte er noch die hinter den Bäumen verschwindenden Gestalten sehen, bis sie sich allmählich im Dunkel des tiefen Waldes verloren. Anscheinend sollte das Gehölz wie bei einer Treibjagd umzingelt werden, wobei der Nachthof und seine benachbarte Umgebung besonders scharf beobachtet wurden. Er zerteilte die Wogen des Getreides, indem er mit seinen weit ausgebreiteten Armen mächtig ausweichende Schwimmbewegungen machte. Die Entfernung vor ihm verringerte sich, aus der schwarzen Nacht wuchs der massive Block des Gehöftes empor.

Da ließ ihn ein neuerliches Geräusch innehalten. Er hob seinen Kopf über die Lehren empor. Am Ende der Ebene lief rechter Hand, an einem Teiche vorbei, eine pappelumsäumte Chaussee. Von dort her kam das Geräusch, der rhythmische, taftmäßige Schritt einer marschierenden Truppe. Der dichte Schatten der Pappelallee entzog sie noch seinen

Blick. An den Stellen, wo ein fahler Mondstreif das düstere Dunkel der Straße unterbrach, konnte er dann und wann eine dunkle, kompakte, vorwärtstreibende Masse gewahren, doch Gestalten zu unterscheiden, war unmöglich. Dann verklang das Geräusch ihrer Schritte und schien in dem Klauschen der windbewegten Bäume unterzugehen.

Ah! Das war also ein taktischer Vorgang! Es wurde ihm immer klarer, daß eine regelrechte Treibjagd organisiert worden sei. Das wäre doch zu dumm, wenn er sich in einer Mausefalle fangen ließe! Unter den buschigen Lehren wie ein Gase zusammengeduckt, überlegte er unerschlossen.

Aber das Fleisch blieb Sieger in ihm.

Das Feld wurde durch den Flußpfad, den die Waldhüter gekommen waren, in zwei Teile geschnitten. Darüber lag das volle Mondenlicht. Ein gefährlicher Wech! Er rollte sich wie ein Fgel zusammen und sprang mit einem Satz über den Weg in die Lehren, die den Pfad auf der anderen Seite begrenzten. Aber das Getreidefeld hörte plötzlich auf, und er befand sich vor einem Kartoffelacker, der unter dem klaren Mond wie eine weite, nackte Fläche dalag. Es hieß also eine neue List ersinnen! Er warf sich der Länge nach in eine der Furchen. Die struppigen, bräunlichen Kartoffelstauden schlossen ihre dichten Kuppeln über ihm. Er kroch auf dem Bauche vorwärts, das Gewirre der Stengel vorsichtig zerteilend. Der Wald lag wieder im tiefsten Schweigen; inmitten der starren Reglosigkeit der Nuren war der geheimnisvolle Marsch in der Richtung des Teiches erstorben.

Dann verrammelte ihm der Gemüsegarten den Weg. Außerhalb der Hecke herumzukriechen, wäre unklug. Es brauchte bloß einer der Gendarmen, sei's aus Ermüdung, sei's aus Vorsicht, am Rande des Gehölzes zurückgeblieben zu sein.

Er bohrte ein Loch in die Hecke, schlüpfte in den Gemüsegarten und lief mit großen Schritten, den Kopf tief zur Erde gebückt, längs der Hofmauer hin. Ein wenig seitlich drängten sich die Bäume des Obstgartens, der vom Gehöfte durch einen Wirtschaftsweg getrennt wurde. Da lagen Schiebkarren, gespaltenes Holz und ganze Baumstämme in wirrem Runterbunt, und am Ende des Gemüsegartens ruhte das braune Schindeldach einer Scheune auf vier Mauerpfeilern.

Cachaprés schlich sich an der Scheune vorbei, ängstlich das Geräusch seiner Schritte unterdrückend. Aus den Stallungen kam ihm das tiefe Schnauben der Kinder entgegen, dann und wann scharrte ein Pferd mit dem Hufe oder riß klirrend an seinem Halfter. Ueber all diesen Dingen wob ein Hauch von Germainens eigener Persönlichkeit. Voll Entzücken lauschte er, ohne selbst zu wissen, was das Heimliche war, das ihn hier so wohlthuend berührte. So nah von ihr, begann er wieder zu beben; ihm war's, als wankte der Boden unter seinen Füßen. Seine Kehle brannte wie Feuer. Vom Teiche her erscholl das mistönige Quaken der Kröche.

Einen Moment gab er sich wie betäubt dem Rauber des geheimnisvollen, nächtlichen Webens hin; plötzlich ließ ihn ein Geräusch zusammensahren, und angestrengt lauschend wandte er den Kopf zurück. Hinter der Scheune hatte sich etwas bewegt.

Er hatte keine Zeit, sich zu sammeln; eine dunkle Erscheinung löste sich von der Wand; zwei Gendarmen stürzten ihm mit gesenktem Bajonett entgegen.

Er sprang hurtig zurück, legte an und spannte den Sahn. Eine doppelte Detonation zerriß die Nacht mit furchtbarem Getöse; das rollende Echo pflanzte sich weiter fort und schien im Walde eine ganze Gewehrfalbe wachzudonnern.

Die Gendarmen hatten nicht einmal Zeit gehabt, Dedung zu suchen. Eine rötliche Flamme war neben dem dunklen Gemäuer aufgeblüht, und der eine war mit einem Aufschrei zusammengebrochen, eine Ladung Rehpusten in der Brust. Der andere hatte auf eine davonhüpfende Gestalt, die wie ein Hiclein durch den Gemüsegarten sprang, angelegt, doch die Kugel traf einen Apfelbaum, während Cachaprés mit übergroßen Sprüngen auf dem Fußpfad enteilte. Nur machte sich der Gendarm ebenfalls auf die Jagd, so rasch es seine durch dicke Stiefel beschwerten Füße gestatteten. Der Flüchtling dagegen, geschmeidig und unbehindert, jagte in rasendem Laufe dahin und gewann einen immer größeren

Vorsprung. Noch eine letzte Anstrengung versuchte der Gendarm; dann blieb er stehen, da er einsah, daß die wachsende Distanz eine Verfolgung unmöglich machte, legte an und schoß. **Cachaprès** wankte.

Ein filigräterlicher Schlag hatte ihm Kopf und Schultern erschüttert. Betäubt ließ er sich auf die Hände fallen. Feuerwirbel kreisten vor seinen Augen, der Garten schien in Flammen zu stehen; ein wüster Lärm erfüllte sein Hirn, in seinen Schläfen dröhnten wütende Glockentöne. Aber plötzlich erhob er sich wieder und begann mit verdoppelter Geschwindigkeit, wie ein angeschossener Wolf, zu entlaufen.

Ein Wächter tauchte vor ihm auf und verbarriere ihm den Weg.

Knirschend schleuderte er ihm eine Verwünschung entgegen.

„Du Nas!“ schrie er, und seine Flinte wie ein Beil über dem Kopfe schwingend, schlug er ihn nieder.

Ein paar Schritte hinter ihm brüllte eine Stimme:

„Mörder! Mörder!“

Das war der Gendarm, der ihn eingeholt hatte. Der Wächter hob mit der unversehrten Hand seine Flinte empor und schoß blindlings, ohne zu zielen.

Mit einem Satz hatte sich **Cachaprès** gerettet, und die Kugel schlug in eine Eiche. In atemloser Hast lief er geradeaus, mit dem Wind seines Laufes die Blätter peitschend. Er hatte seine ganze Kaltblütigkeit wiedererlangt. Deutlich konnte er in der Entfernung die Schritte eines ganzen Trupps vernehmen, ja, es schien sogar, daß die Zahl seiner Verfolger noch gewachsen sei. Die Fäuste in die Hüften gestützt, kletterte er die Hänge hinan, oder wand sich durch Schluchten, elastisch, geschmeidig und flink, den Boden kaum mit den Sohlen berührend. Er wandte sich nach rechts, ein bestimmtes Ziel vor Augen, die Hütte der **Ducs**. Unfern von dieser verstrickte sich ein dichtes Dornengebüsch. Er würde die **Ducs** im Vorüberlaufen verständigen und sich im Dickicht verbergen. Das mußte schon nicht mit rechten Dingen zugehen, wollte man ihn dort aufführen.

Ein heftiger Schmerz nagte anfallsweise an seiner linken Schulter; die ganze Seite, vom Oberarm bis in die Hüfte, schien aus den Jugen gegangen; Nadelstiche kribbelten in seiner Haut, als würde diese mit glühenden Spikesen gefoltert. Er griff mit der Hand nach der verletzten Schulter und zog sie, mit einer warmen Flüssigkeit benetzt, zurück. Doch Lungen und Brustkorb waren unversehrt. Er hatte sich seinen kräftigen Atem bewahrt, sein leicht federndes Knie gehorchte ihm noch. Und von Kraft und Stolz geschwellt, kam ihm wieder sein teuflisches Lachen aus früheren Tagen zurück.

Allmählich hatte das Getümmel nachgelassen; er hatte zwei Schüsse knallen gehört, die wahrscheinlich irgendeiner verschwommenen Erscheinung im Dickicht gegolten hatten. Dann war das Stimmengewirr allmählich in den Tiefen des Waldes erstorben. Er verminderte ein wenig die Schnelligkeit seiner Flucht, fest überzeugt, seine Verfolger auf eine falsche Fährte gelockt zu haben. Sie hatten sich nach links gewandt, irregeleitet von falschen Spuren.

Noch vor Morgengrauen erreichte **Cachaprès** die Hütte der **Ducs**. Er pockte.

Die Kleine war allein im Hause. Der Greis und die Greisin hatten eine Meile weit entfernt einen Baumschlag auszuholzen; sie übernachteten an Ort und Stelle im Freien, um den Tag besser zu nützen. Unter dem Gewirr des struppigen Haares, das ihr über die Augen fiel, betrachtete sie ihn mit einem Gemisch von Haß und Freude in ihren tödlichen Blicken. Er verlangte Schnaps; doch war keiner vorhanden. Seine Kehle war trocken wie das Innere eines Ofens. Er leerte einen großen Napf voll Wasser auf einen Zug.

Die Kleine schlich beunruhigt, erstaunt, mit hochgezogenen Brauen um ihn herum: da gewahrte sie das sickernde Blut; sie schrie auf, und seinen Arm ergreifend, stieß sie hastig die Frage hervor:

„Die Gendarmen?“

Er nickte bloß; ein unbeschreiblicher Schmerz hinderte ihn am Sprechen. Die Zähne aufeinander pressend, hielt er gewaltiam den Atem zurück, von jedem eindringenden Luftstrom wie von Messerstichen durchbohrt. Doch raffte er sich gewaltiam auf und erzählte in abgerissenen Worten von dem Kampfe, der Verfolgung und dem Gebüsch, worin er sich zu verbergen gedachte.

„Du wirst mir zu trinken bringen!“ fügte er hinzu. „In meiner Gurgel brennt alles Feuer der Hölle!“

Sein Gesicht bedeckte eine noch stärkere Blässe als früher; er wankte. Da sprang die Kleine in einer schönen Regung auf ihn zu:

„Stütz' Dich auf meine Schulter! Ich führe Dich hin.“
Noch einmal versuchte er zu prahlen:

„Aber was Dir nicht einfällt! Ich bin doch ein Mann!“

Und gegen die Schwäche, die ihn zu übermannen drohte, gewaltiam ankämpfend, trat er hinaus, den Lauf der Flinte wie einen Stab umklammernd. Sie folgte ihm, halbnackt; die mageren Schultern guckten aus dem Hemdchen hervor, um die Hüften hatte sie ein kurzes Röschchen gebunden. Und so oft er schwankte, sprang sie hinzu, ihn mit ihrem Körper zu stützen, indem sie sich resolut wie ein Junge auf ihre dünnen Beinchen stemmte.

Endlich gelangte sie zu dem Gebüsch. Das Eindringen in das verworrene Dickicht der Dornenranken verursachte **Cachaprès** unfägliche Qualen. Er mußte sich den Weg mit dem Messer bahnen, nachdem er vergebens hindurchzukriechen versucht hatte. Die Kleine trat mit ihren nackten Beinchen tapfer in die Dornen, der Wunden nicht achtend. An den furchtbaren Krallen des Gebüschs blieben Fegen ihres Röschchens zurück.

(Schluß folgt.)

Jenenser Streifgang.

Von der Universität zum Phyletischen Museum.

Wolken ziehen über den Herbsthimmel und in beweglichem Spiel kämpfen Licht und Schatten um den Besitz der bewaldeten Täler und Höhen. Mein Weg zur Universität führt mich durch den Fürstengraben, eine der schönsten Straßen von Jena. Hier stehen aus alter Zeit vornehme Patrizierhäuser in gut gepflegten Gärten; Nelken, Geranien und Rosenstöcke blühen vor den Fenstern. Leppig rankt sich der wilde Wein an den Wänden empor; in flammendes Rot hat der beginnende Herbst seine Blätter getaucht. Dort, in jenem ehrwürdigen Hause, vor dem sich jetzt der botanische Garten ausbreitet, hat Goethe oft gewohnt, hier hat er seine Untersuchungen über den Bau der Pflanzen gemacht. Vor den Fenstern des Zimmers, das er zu bewohnen pflegte, erhebt sich noch heute derselbe, damals als größte Seltenheit aus Japan importierte Baum, der *Ginkgo biloba*, den Goethe in Versen besang. Dieser Baum erregte damals das Staunen der gelehrten Welt dadurch, daß er sich weder zu den Laubbälzern noch zu den Nadelbäumen zählen ließ. Die Universität Jena ist stets eine Stätte regster naturwissenschaftlicher Forschung gewesen und bis heute geblieben. Goethe selbst, als Leiter des Erziehungswezens in seinem Duodezimate, hat eifrig dafür gesorgt, daß die Naturwissenschaften an der Universität durch tüchtige Gelehrte vertreten waren. Es genügt, den Namen des großen **Oken** zu nennen, der sich auch als freigeistlich gesinnter Politiker in der Vurdsenschaftsbewegung in den Zeiten der Reaktion und Demagogenvorfolgung betätigte. Später wirkte hier **Schleiden**, einer der Begründer der Zellenlehre. Und heute ist es der greise **Haeckel**, der die große Tradition fortsetzt, als tapferer Kämpfer der Entwicklungslehre, die in dem Kopfe Goethes und der anderen Forscher zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu keimen begann.

Wie sich hier in Jena Vergangenheit und Gegenwart, Altes und Neues durchdringt, das zeigt vor allem der wundervolle Bau der neuen Universität, die von dem bedeutenden Münchener Architekten **Theodor Fischer** errichtet wurde. Nicht alte, tote Formen werden hier nachgesprochen; und gleichwohl fügen sich die neuen Formen dem Stadtbilde in voller Harmonie ein. Besonders glücklich hat der Architekt das Problem der Verteilung der Massen zu lösen gewußt. Lustige, herrlich weite Höfe werden geschaffen, und in mannigfaltigen Formen gliedert sich der Raum und das einfallende Licht. Einfach und schlicht, nur von sparsamstem Schmuck geziert, präsentieren sich die Innenräume, die Aula, das Sitzungszimmer des Senats. Sicherlich lohnt es sich für die Genossen, die jetzt in Jena versammelt sind, in einer freien Stunde sich an diesem Kunstwerk zu erfreuen und zu erfrischen.

Einen besonderen Ruf genießt das in einem der Korridore der Universität aufgestellte Temperagemälde des großen Schweizer Malers **Hodler**, das den Auszug der Jenaer Studenten im Jahre 1813 darstellt. Ein Bild von starker, eigener Originalität, in das man sich lange und eindringlich versetzen muß, um es sich zugänglich zu machen. Hodler selbst hat mir vor vielen Jahren, als er mir seine Gemälde in Bern zeigte, erklärt, daß es sein Bestreben, die Grundrichtung seines künstlerischen Schaffens sei, die zu bemalende Leinwandfläche, auf Kosten der flechtigen Nachahmung der Wirklichkeit, in rhythmische Formen zu gliedern und die Hauptlinien durch gleichmäßige Wiederholung in parallelen Gebilden zu unterstreichen. Dieses Prinzip erfährt auch auf seinem flechtigen Jenaer Bild seine Entfaltung. Auf dem oberen Teil des Gemäldes ziehen in Reihen die akademischen Infanteristen hinaus ins

Feld, in gleichem Schritt und Tritt; man glaubt den regelmäßigen Takt dieses Marsches zu vernehmen. Auf dem unteren Teil rüsten sich die freiwilligen Kavalleristen voll Ungeduld zum Aufbruch. Im Gegensatz zu dem oberen Teil des Bildes eine lebhaft, erregt, vielgestaltige Bewegung. Und doch hat es der Meister verstanden, auch sie in parallele Gruppen anzuordnen. Im Gegensatz zu all den widerlichen, dynastisch aufgedorneten Verhimmelungen der großen Zeit der Befreiungskriege in diesem Jahre haben wir es hier mit einer scharfen, ungetünfelten Verklärung einer waderen Tat zu tun.

Weiter! Mein Weg führt durch die enge, winklige, mittelalterliche Altstadt. Mir fallen da jene treffenden Verse Goethes ein, mit denen er im zweiten Teil des „Faust“ die Enge dieser Architektur und die in ihr ausgedrückte Beschränktheit des Kleinbürgerlichen Lebens schildert:

Ich suchte mir so eine Hauptstadt aus,
Beschränkten Bürgernahrungsgraus,
Krumm-enge Gäßchen, spitze Giebeln,
Beschränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln,
Fleischbänke, wo die Schmeißen haufen,
Die fetten Braten anzuschmausen.
Da findest Du zu jeder Zeit
Gewiß Gestalt und Tätigkeit.

Nun durch das schmale Schillergäßchen, wo Schiller bis kurz vor seinem Tode wohnte und auch am „Wallenstein“ dichtete, zum phyletischen Museum, das Ernst Haeckel ins Leben gerufen hat.

Hier weht uns der Geist der freien Wissenschaft entgegen, die mit ihren blühenden Waffen die Dogmen des Mittelalters siegreich bekämpft und eine gewaltige Breche in ihre geistfesselnden Traditionen gerissen hat. Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts hat sich Haeckel mit dem hinreißenden Temperament seiner von wissenschaftlichen Idealen ganz ergriffenen Persönlichkeit der Verkündigung des Darwinismus, der Lehre von der Entstehung der Arten der tierischen und pflanzlichen Lebewesen durch die natürliche Zuchtwahl gewidmet. Sein unvergängliches Verdienst ist und bleibt es, diese grundlegende Erkenntnis aus den engen Studierstuben und den Laboratorien hinaus, allen heftigen und häßlichen Angriffen entgegen, in das Freilicht des öffentlichen Lebens getragen zu haben. So ist der Darwinismus zum Gemeingut der Bildung geworden. Diesem Zweck dienstbar zu sein, das ist nun auch die Bestimmung des Phyletischen Museums, d. h. des Museums für die Stammesgeschichte, für die Entwicklungsgeschichte der Tiere.

In hellen, freundlichen Sälen sind die Glaskästen aufgestellt, die in übersichtlicher Ordnung das Material enthalten, das zum Beweise des Entwicklungsgesetzes dient und es in seinen Wirkungen lebendig veranschaulicht. Wie entsteht die Verschiedenheit der Arten, wie ist ihre Veränderung und ihre Abhängigkeit zu erklären? Auf die entscheidende Lösung dieser Frage, eben auf die Entwicklung der Arten durch die natürliche Zuchtwahl, wurde Darwin durch die Beobachtung der künstlichen Zuchtwahl, der Rassenmischung durch die Tierzüchter, geführt. So sehen wir sogleich am Eingang in einer Vitrine eine größere Zahl von Gähnen- und Taubentaffen, die durch beabsichtigte Variation aus einer Urform abgeleitet wurden. In einem anderen Saal wird uns die Wirkung der Anpassung an die Lebensbedingungen als formveränderndes Prinzip vorgeführt. Da sehen wir, wie bei gewissen Aneben, Fischen, Salamandern, Eidechsen usw., die sich infolge ihrer Lebensweise in lichtlosen Grotten, in unterirdischen Höhlen aufhalten, die Sehorgane, die Augen reduziert worden und bis auf einen kaum mehr erkennbaren Rest verkümmert sind. — Die Blindschleiche ist bekanntlich keine Schlange, sondern vielmehr eine fußlose Eidechse; enthäutet man das Tier und legt sein Skelett bloß, so gewahrt man kümmerliche Knochenreste der rückentwickelten Gliedmaßen. In dieser Beziehung bildet die Blindschleiche das letzte Glied einer Kette, deren einzelne Glieder uns den stetig fortschreitenden Gang dieser Rückbildung vor Augen führen. Im Phyletischen Museum sind die Glieder dieser Kette übersichtlich nebeneinandergestellt. Das erste Glied bildet die Wühlschleiche, die noch alle vier Beine besitzt, jedoch in so schwächlicher Ausbildung, daß nicht mehr durch sie, sondern durch den walzenförmigen Körper die Bewegung vollzogen wird. Bei dem zweiten Glied, dem Flossenfuß, sind bereits die Vorderbeine nicht mehr vorhanden, beim dritten, der Doppelschleiche, sind auch die Hinterbeine rückgebildet, bei der Blindschleiche endlich ist, wie gesagt, jede äußere Spur der Gliedmaßen verschwunden. Sehr interessant für die Rückbildung charakteristischer Merkmale infolge von Nichtgebrauch ist z. B. die Zibethhänse, von der die Forscher sich im unklaren sind, ob sie in die Familie der Katzen oder der Hyänen rechnen sollen. Dieses „Raubtier“ nährt sich von Aas und Insekten und hat infolgedessen wesentliche Merkmale seines Raubtiergebisses eingebüßt. Das Skelett eines Delphins zeigt uns, wie sich dieses in südlichen Meeren lebende Säugetier so vollkommen seiner Lebensweise angepaßt hat, daß das Becken mit den hinteren Gliedmaßen, die infolge der Schwimmbewegung des Tieres außer Gebrauch gesetzt wurden, zu kleinen, ganz überflüssigen Resten rückgebildet sind. Andere Kästen zeigen die eigentümliche Wirkung künstlich erhöhter oder erniedrigter Temperaturen auf die Färbung der Flügel der Schmetterlinge. Sodann werden die Gesehe der Vererbung in ihrer Wirkung

auf die Veränderung der Arten illustriert. Es ist unmöglich, den ganzen Reichtum des ausgestellten Materials in wenigen Worten zusammenzufassen. Dadurch, daß sämtliche Objekte, die uns hier vorgeführt werden, lediglich nach ihrer Bedeutung für die Entwicklungslehre gruppiert und geordnet sind, wirken sie so belehrend, so leicht verständlich. Und dieses Verständnis wird wesentlich gefördert dadurch, daß überall populär-wissenschaftliche Beschreibungen und Erläuterungen beigelegt sind.

In einem anderen Saale sind überaus getreu ausgestopfte Menschenaffen, Gorillas, Orangs, Schimpanzen und Gibbons aufgestellt. Vor allem sind es die Skelette dieser Tiere, die ihre Verwandtschaft mit dem Menschen gut erkennen lassen. Sowohl die gemeinsamen wie die abweichenden Merkmale lassen sich hier leicht und bequem studieren. In einem dritten Saale wird die Entwicklung von Embryonen verschiedener Tierarten an schönen, wiederum sehr übersichtlich aufgestellten Modellen veranschaulicht. Haeckel ist es ja gewesen, der das wichtige Gesetz erkannt hat, daß die Entwicklung des Säugetierembryos in abgekürzter Form die ganze Entwicklungsgeschichte des tierischen Organismus wiederholt. Auch dieses Gesetz findet hier an überzeugenden Beispielen seine Darstellung. So erhalten wir hier in diesen Räumen, die der greise Haeckel immer noch zu vervollständigen bemüht ist, die Anregung, die Weisheit der Natur zu bewundern, die es den kleinsten, unscheinbarsten wie den gewaltigsten Lebewesen durch die in ihr wirksamen Kräfte möglich macht, den schmerzlichen Kampf ums Dasein zu bestehen, sich den veränderten Lebensbedingungen anzupassen, sich mit diesen selbst zu verändern und sich so im Laufe der Jahrmillionen zu immer höheren Formen zu entwickeln. Diese Dialektik der Naturgeschichte ist es gewesen, die die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus in ihrer materialistischen Auffassung der Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft befruchtete.

Wie ich wieder aus dem Phyletischen Museum ins Freie hinaus-trete, sehe ich die dichten Scharen unserer Genossen und Genossinnen durch die Straßen dem Volkshause entgegenströmen. Eingangs-pforten, von Girlanden umschlungen, grüßen die Gäste Jena's. Eine festliche Spannung und Erwartung beherrscht uns alle. Die Stunde der Eröffnung naht. Bald nach fünf Uhr ist der gewaltige Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Ein voller Chorgesang und die feierlichen Klänge der Orgel empfangen die Versammlung und stimmt sie zu der ernstesten, großen Art dieser Tage.

E. Lewin-Dorjch.

Der Sonnenstreifen.

Mir ist zumute, als wenn es gestern gewesen wäre! So lebendig ist mir das Geschehene in Erinnerung geblieben, und doch ist es lange — Jahre her. Wir wohnten im Hinterhaus. Ich weiß heute noch, wie viel Stufen zu unserer Wohnung hinauf-führten, denn wir haben sie als Kinder oft gezählt. Weniger aus Gewohnheit als der Übung wegen.

Unter uns Geschwister wurden mir zwar über die Stufenzahl nie einig. Toni, die Älteste, zählte zweieunddreißig. Ich war damals ein Bub von sechs Jahren, brachte aber nur einunddreißig Stufen zusammen. Vaterl, mein jüngster Bruder, der noch nicht zur Schule ging, zählte nur zehn. Soviel, als er Finger an beiden Händen hatte; weiter konnte er nicht. Wena es aber auf Reserl, unserer kleinsten Schwester ankam, hätten wir sogar nur fünf Stufen zu unserer Behausung hinauf gehabt.

So leicht war die Aufgabe nicht. Die Treppen waren eng, dazu der schneckenartige Aufgang stockfinster. Auch oben unsere Stube war düster. Das einzige Fenster, vorn in der Ecke, spendete wenig Licht. Seit Vaters Tod sah es oben noch trauriger aus. Manchmal kam es mir vor, als wenn man uns vergesse hätte, dahinten im Hof.

In lehrter Zeit wollte von uns beiden weder die Toni noch ich gleich nach der Schule die finsternen Treppen hinauf. Mit einem ängstlichen Gefühl öffneten wir die Stubentüre, regelmäßig standen Vaterl und Reserl dicht davor und sahen uns mit großen hungrigen Augen fragend an. Auch die Mutter, die schon wochenlang krank lag, erhob sich im Bette, auf ihren blassen Lippen schien dieselbe Frage zu schweben. Wir kamen aber immer mit leeren Händen. In den letzten Tagen wollte uns niemand mehr borgen. Nur Toni, die nach der Schule in der Nachbarschaft im Haushalt half, brachte abends zuweilen einen Korb, besetzt mit warmem Essen. Die gute Toni war die einzige, die uns in dieser schweren Zeit davor bewahrte, daß wir nicht hungrig schlafen gehen mußten.

Wieder von der Schule kommend, zählte ich die Stufen der aus-getretenen Treppe, eine nach der andern. Und die Zahl laut rufend, trat ich in die Stube. Doch was war das? Ich wollte jubeln. — Die Sonne! Zum ersten Male die Sonne wieder! Nach langer Zeit — ganze Wintermonate lagen dazwischen — sah ich die Sonne in unsere Stube. Drüben über den Hof, durch den mannsbreiten Schacht, den die schwarzgrauen Mauern der großen Mietskaserne freiließen, zwang sie sich durch; gewaltsam, als mühte sie zu uns dringen. Und doch war es nur ein schmaler Streifen Sonnenlicht, handbreit. Jedesmal kroch er zuerst über den saden-scheinigen Bezug des alten wadligen Sofas. Nach einer Weile streckte er sich behutsam an der kalten blaugesfirbten Wand ent-

lang. Und zuletzt blieb er wie ermüdet am alten Bilde mit der vergilbten Stahlstichzeichnung haften. Immer um dieselbe Stunde. Einige Zeit hing er da, um dann langsam zu erlassen. Genau wie früher — jedesmal wenn der Frühling ins Land zog, bis zum Spätherbst. Doch diesmal feltfam! Mit stiller Feierlichkeit hält er zum ersten Male seinen Einzug, traumverloren flutet das Sonnengold in der Stube.

Keserl sah dicht neben dem Tische auf dem Sofa und machte sich mit ihrer Puppe, der die vordere Hälfte des Kopfes fehlte, zu schaffen. Zafertl rangierte mit dem Fußschemel, der seine Lokomotive vorstellte, aufs „Ganze Halt“. Heute achtet man kaum meiner. Die Mutter lag im Bette, den Kopf zur Seite, dem Sonnenstreifen zugewendet, der jetzt mitten über der Tischfläche stand und Keserls rothblonde Haare in Goldfäden verwandelte. Da geschah etwas Sonderbares! Ich werde es nie vergessen.

Vom Ofen her fliegt ein kleiner Brummer, reißt sich den Winter Schlaf aus den Augen, badet im Sonnenschein, nuschelt von den winzig kleinen Brotsamen, die spärlich zerstreut auf der ausgelegten Tischplatte liegen. Als Keserl den unerwarteten Besuch bemerkt, packt sie in die kleinen Hände und ruft außer sich vor Freude: „Mama, happ, happ!“ Die Mutter wendet den Kopf. Auch Zafertl läßt seine Lokomotive im Stich. Wir sehen alle unerbawndt zur Fliege hin, die seelenbergnügt auf und ab spaziert, mit einem Freimut, als wenn ihr Dasein Gott befohlen wäre.

Da schwindet plötzlich der Sonnenschein. Keserl fängt laut zu weinen an, lauderwelscht happ, happ dazwischen, was bei ihr Brot, Brot bedeutete. Auch Zafertl wird unruhig, drückt den Kopf betrübt an Mutters Bett, schießt dabei zur Komode hinüber, auf dem der blecherne Brotkessel stand. Am Dedel war die Inschrift: „Unser täglich Brot gib uns heute! — Doch der Kessel war leer.“

Ich fand nicht den Mut, beide zu trösten. Versprechungen zogen nicht mehr.

Hilfesuchend sehe ich zur Mutter, die noch immer starr ihren Blick auf die Stelle, wo vor kurzem die Fliege sich sonnte, hingewendet hat. Als mir ihre tieftraurigen Augen begegnen, rinnen ihr die Tränen über die blaffen abgekehrten Wangen. Mit einem tiefen Seufzer läßt sie den Kopf in die Kissen sinken.

Da glimmte noch einmal der Sonnenstreifen an der Wand empor. Als wenn sie helfen wollte, die lebenspendende Sonne! Im Nu verwandelte sich die Gesicht der Mutter und Zafertl in wannige Freude. Keserl wusch sich beschämt mit dem Rockärmel die Tränen ab. Zafertl nimmt seinen Schemel, trollt sich damit in die Ecke und sitzt mühselbst. Die Mutter, den Kopf in das Kissen vergraben, liegt regungslos da.

Es dauert eine ganze Weile, nichts rührt sich. Wie auf leisen Sohlen stiehlt sich ein Sonnensaden nach dem andern hinaus, begleitet von dem Sum-Sum der Fliege, zarten Akkorden gleich, von tiefer Schwermut getragen.

Keserl ist unterdessen, ihre Puppe im Arm, eingeschlafen. Zafertl kommt etwas gedrückt auf mich zu, ich bette ihn neben Keserl aufs Sofa.

In den Ecken der Stube ziehen bereits dünne Schleier der ankriechenden Dämmerung gespensterhaft ihr Gewebe. Am Fenster erstirbt der letzte Glanz des sinkenden Tages. Es wird immer stiller. Schwarz und dumpf steigt die Nacht herauf.

Jetzt steht sie mitten in der Stube, majestätisch, hoch aufgerichtet, einer ehernen Gestalt gleich, um ewiges Schweigen zu gebieten.

Mir wird es ängstlich zumute. Gewaltig drängt sich das Bild von vorher vor meinen Augen. An mein Ohr gelst der Schrei meiner Geschwister nach Brot. Ich sehe Zafertls Augen nach dem Brotkessel schielen und Keserls happ, happ schneidet mir ins Herz. Wenn sie erwachen? Und die Mutter?

Mich hält es nicht länger in der Stube, ich will hinaus, doch lähmend wirkt die unheimliche Ruhe und hält mich zurück. Mitunter klirren die Fensterscheiben von dem Getöse des hastenden Tages, draußen Neben an der Wand mißt das Tid-tad einer Uhr erbarmungslos — Sekunde um Sekunde. Unten werden Schritte hörbar.

Es zündet jemand die Hoflaterne an, die jetzt mitten durchs Fenster ihren fahlen Schein im Biered oben auf die Stubendecke wirft. Im Halbdunkel liegt die Stube. Die alten Möbel stehen grau umrissen da. Nur drüben an der Wand die Linnen von Mutters Bett sind blendend weiß, als zögen sie gierig den dumpfen Lichtfleck an der Stubendecke an sich.

Da geht die Türe auf. Toni zwängt sich sachte herein, stellt den großen Korb nicht ohne Mühe auf den Tisch. „Pst . . . Pst . . . sie schlafen!“

Doch kaum hat sich der Duft vom Innern des Korbes in der Stube verbreitet, als Keserl und Zafertl erwachen.

Als sie den Korb im Halbdunkel vor sich stehen sehen, steigen beide auf den Tisch und fallen, ohne einen Laut zu geben, mechanisch über den Inhalt her. Mit einer Gier grapschen sie alles zusammen, als wenn jemand dahinter stände, der es ihnen streitig machen wollte.

Kurz darauf bleibt Toni vor Mutters Bett stehen und fragt: „Schläft die Mutter?“
„Mutter, Mutter! . . . Mutter!“
Vange Erwartung. . .

Unsere Mutter hörte nicht mehr.
Der Schein oben an der Stubendecke warf fahle Lichtstreifen auf ihr bleiches Antlitz und küßte zum letzten Male die blutleeren Lippen; gleichsam als Sendboten des ermüdeten Sonnenstreifens, den die Mutter nie wieder sah.

Kleines feuilleton.

Erdfunde.

Im Krater des Vesubs. Ueber den kühnen Abstieg in den Krater des Vesubs, den Prof. Malladra vom Vesub-Observatorium gemeinsam mit zwei deutschen Forschern am 9. September unternommen hat, berichtet der neapolitanische Korrespondent des „Corriere della Sera“ Einzelheiten. Die jüngsten Beobachtungen des Kraters im Vesub hatten gezeigt, daß die Tiefe des Kraters 300 Meter vom oberen Rande entfernt eine Art riesige Plattform darstellte, die mit gewaltigen Felsblöcken besät und von zahlreichen fumarolen durchbrochen war. Am 10. Mai d. J. vollzogen sich hier sehr weitgreifende Veränderungen; durch Einsturz und Senkungen bildete sich ein neuer Hohlraum von 160 Meter Durchmesser und gegen 70 Meter Tiefe. Aus der Tiefe dieser Oeffnung stiegen starke gashaltige Dämpfe auf, und am 5. Juli brach ein Feuersturm auf, dessen Wiederkehr vom Meere aus wochenlang beobachtet werden konnte. Am 5. August trat eine weitere Senkung im Innern des Kraters ein, durch die aufsteigend in einer gewissen Tiefe die Vulkanöffnung teilweise verperrt wurde; jedenfalls verschwand der Feuersturm und es blieben nur die raslos aufsteigenden dichten Rauchwolken. Die im Zusammenhang mit diesen Wahrnehmungen im Innern des Vesubs eingetretenen weitgreifenden Verschiebungen und Veränderungen mußten begreiflicherweise auf die Vulkanologen eine starke Anziehungskraft ausüben, und so entschloß sich Professor Malladra dem Drängen des Professors Max Storz von der Münchener Universität und des Münchener Mineralogen Jacobi nachgebend, gemeinsam mit den beiden deutschen Forschern den Einstieg zu wagen.

Er begann an der Südwestwand des Kraters und führte von hier in einer halbreiterischen Kletterpartie über gewaltige Lavablöcke in die Tiefe hinab. Man benutzte an Eisenringen befestigte Seile als Hilfsmittel und außerdem lose Seile, wie sie bei Hochtouren verwendet werden. Nach 1 1/2 stündiger Arbeit war der Rand der großen Plattform im Krater erreicht. Hier lagen die Forscher ihre Ausrüstung und alle nicht unbedingt erforderlichen Gegenstände zurück, um sich nun unter Beobachtung aller gebotenen Vorsichtsmaßregeln bis zum Rande der neugebildeten Krateröffnung herabzulassen. Sie kamen bis 370 Meter hinab, und erreichten damit die größte Tiefe, die bisher im Krater eines aktiven Vulkans betreten wurde. Die Oeffnung ist völlig von den Ueberresten und Stalaktiten neuer Lava bedeckt. Ueberall fand man neuen Lavagrund, und auf Grund dieser Funde kann es als gewiß gelten, daß im Juli dieses Jahres die flüssige Lava über 70 Meter hoch emporgetrieben worden ist.

Am Rande der neuen Krateröffnung war die Temperatur unerträglich hoch, wie an der Tür eines Schmelzofens; die drei Forscher hatten dadurch an Händen und Gesicht große Schmerzen zu ertragen. Der Versuch, die Temperatur genau zu messen, mißlang: als man das Eisengesticht, das man mit dem Thermometer hinabgelassen hatte, wieder emporzog, war das Eisen verformt und das Thermometer verschwunden und bei einem zweiten Versuche glühte das Eisengesticht ab, so daß nur ein kurzes Stück davon wieder emporgezogen werden konnte. Es scheint, daß sich unter der Oeffnung eine gewaltige glutgefüllte Höhlung in südwestlicher Richtung hinzieht. Die Atmung am Rande des inneren Kraters war infolge der aufsteigenden Gase außerordentlich erschwert, besonders wenn Windstöße die aufsteigenden Rauchwolken auseinandertrieben. In der großen „gelben fumarole“ im südwestlichen Teile der Krateröffnung konnten 330 Grad Celsius gemessen werden.

Nachdem zahlreiche photographische Aufnahmen gemacht worden waren, begannen die drei wagemutigen Gelehrten, die Last aufgelegener Steinproben mit sich schleppend, wiederum den Aufstieg, wobei sie unter den nachdringenden Dämpfen besonders schwer zu leiden hatten, während sich über ihren Häuptern immer wieder Lavastücke lösten und über sie hin polternd in die Tiefe stürzten. Trotz der Schwierigkeit gelang es schließlich, ohne größere Unfälle den Kraterand wieder zu erreichen; es war 4 Uhr nachmittags, die gefährliche Expedition hatte insgesamt acht Stunden gedauert.

Die wissenschaftliche Bedeutung der angelegten Beobachtungen liegt in der Feststellung, daß der Vesub in diesen Monaten eine „Catastrophe“ durchmacht: eine Periode, in der die Lava flüssig und die Temperatur ungewöhnlich hoch ist, Erscheinungen, wie man sie vor allem auf dem Kilanea-Vulkan auf Hawaii beobachtet. Die Senkungen im Kraterschlunde und alle gesammelten Feststellungen weisen darauf hin, daß der Vesub einer neuen Ausbruchperiode entgegengeht. Dieses Uebergangsstadium wird lange dauern, vielleicht Jahre, während derer sich der Vesub zu neuer gewaltiger Tätigkeit rüstet. Es wird die Aufgabe des Vesub-Observatoriums sein, während dieser Zeit die Beobachtungen mit erneutem Eifer fortzusetzen und sozusagen den „Pulsschlag des Vesubs“ beständig unter Augen zu behalten, um künftige Katastrophen, soweit dies möglich ist, beizeiten vorauszu sehen.